

"In Hollywood habe ich mehr Freiheiten"

Autor(en): **Woo, John / Gattoni, Antonio**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zoom : Zeitschrift für Film**

Band (Jahr): **49 (1997)**

Heft 10

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-932072>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«In Hollywood habe ich mehr Freiheiten»

Interview mit John Woo

In Hongkong ist er schon lange eine Kultfigur, in Hollywood ist er mit «Face/Off» auf dem bestem Weg, eine zu werden: Actionregisseur John Woo (Chinesisch Wu Yusen). ZOOM erzählt er, warum er eine Vorliebe für ballettartige Schiessereien und religiöse Symbole hat und warum er den Reizen Hollywoods erlag.

Antonio Gattoni

Für die Retrospektive in Locarno haben Sie Sam Peckinpahs Filme «Bring Me the Head of Alfredo Garcia» (1974) ausgewählt. Warum gerade den?

Die Filme von Sam Peckinpah haben mich enorm beeinflusst, insbesondere was sein Einsatz der *slow-motion*-Technik und sein Hang zum Romantisieren betrifft. Seine Western sind auf einmalige Art persönlich, keine typischen Western mit dem aufrechten amerikanischen Helden im Zentrum. Seine Figuren sind wie bei meinen Filmen stets gebrochen und nicht so klar in Gut und Böse zu unterteilen.

Die fließende Grenze zwischen Gut und Böse ist ein Hauptmotiv Ihrer Filme, das sich von «Diexie shuangxiong» (The Killer, 1989) bis zu «Face/Off» durchzieht und sich in einer Art Seelenverwandtschaft zwischen Gangster und Polizist ausdrückt. Was steckt dahinter?

Ich glaube, jeder Mensch hat zwei Seiten in sich, eine gute und eine schlechte. Diese Seiten vermischen sich. Es ist, wie wenn man in den Spiegel schaut und plötzlich einen neuen Teil von sich selbst entdeckt. In meinen Filmen versuche ich zu zeigen, dass es wichtig ist, diese beiden Seiten zu akzeptieren und zu einem Ganzen zu integrieren.

Die Actionszenen in «Face/Off» haben eine ballettartige Eleganz. Menschen fliegen, rutschen und laufen wie in einem Tanzballett. Wie kommen Sie zu dieser Action-Choreografie? Wenn ich Actionszenen inszeniere, ist das bei mir wie die Einstudierung eines Tanzes. Bevor ich drehe, höre ich mir immer Musik an, damit ich das Gefühl für den Rhythmus der zu drehenden Szene bekomme. Musik inspiriert mich. Selbst im Schneiderraum höre ich mir stets Musik an.

Sie sollen ein begeisterter Musical-Kenner sein.

Ja, ich liebe Filmmusicals, speziell Jacques Demy. Als ich Demys Musical «Les Parapluies de Cherbourg» (1963) zum ersten Mal sah, war ich hingerissen von der romantischen Tragik, die der Film ausstrahlt.

Neben Poesie und Eleganz gibt es aber auch viel Gewalt in Ihren Filmen. Was sagen Sie zum Vorwurf, der Ihnen vor allem von der amerikanischen Presse gemacht wurde, Ihre Filme seien zu gewalttätig?

Ich bin mir bewusst, dass meine Filme eine starke physische Wirkung haben, allein durch die Art, wie sie geschnitten sind. Doch es ist überhaupt nicht meine Absicht, Gewalt zu verherrlichen. Die Actionszenen sind klar in eine dramatische Handlung eingebettet. Ich glaube auch nicht, dass junge Leute in Realität nachahmen, was sie in meinen Filmen sehen. Dazu sind die Schiessereien viel zu überzeichnet. Wer kann schon zehn Meter durch die Luft fliegen und dabei noch 100 Kugeln abfeuern. Das ist doch reine Unterhaltung. Ich sehe ja auch die Reaktionen meiner Kinder im Teenage-Alter, sie schauen sich die Filme an und wissen sehr genau, dass alles nur Fiktion ist. Leider müssen heute immer häufiger Filme als Sündenböcke hinhalten, wenn eine Gewalttat passiert.

Sie leben jetzt seit fünf Jahren in Los Angeles. Was hat Sie bewogen, Ihrer Heimat Hongkong den Rücken zu kehren, zumal Sie dort geradezu Kultstatus haben?

Der Auslöser für meine Emigrationsabsichten war der Erfolg des Films «The Killer», der international ein enorm positives Echo fand, unter anderem auch in Hollywood. Regisseur Oliver Stone ist extra nach Paris gereist, um mich dort zu treffen. Gleichzeitig hat mich das Filmstudio Fox nach Amerika eingeladen. Ich habe in dieser Zeit realisiert, dass ich in Hongkong sehr limitiert bin in der Art Filme, die ich machen kann, in erster Linie Actionfilme und Komödien. Es war nämlich auch unter der britischen Regierung sehr schwierig, Filme mit politischem Inhalt zu machen. Wenn ich in Hongkong geblieben wäre, würde ich wohl mein Leben lang nur Actionfilme machen. In Hollywood habe ich einfach mehr Freiheiten.

In Hollywood haben Sie allerdings bisher auch «nur» Actionfilme gemacht.

Es stimmt, ich habe auch dort mit Actionfilmen angefangen. Und die ersten Erfahrungen mit US-Filmstudios waren für mich alles andere als motivierend. «Hard Target» (1993) beispielsweise wurde nach einem enttäuschenden *test-screening* gegen meinen Willen völlig umgeschnitten. Auch bei «Broken Arrow» (1995) musste ich hilflos zusehen, wie das Studio die Spezialeffekte zuungunsten der dramatischen Struktur stark in den Vordergrund rückte. Doch seit dem Erfolg von «Face/Off», den ich ganz nach meinen Vorstellungen gestalten konnte, kann ich in Hollywood die Filme machen, die ich will. Ich bin frei, mich auch in einem anderen Genre zu probieren, und etwa ein Musical oder ein Melodrama zu machen. Ich bin schliesslich nach Hollywood gegangen, um etwas Neues zu lernen.

Ein Grossteil der US-Actionfilme dieses Sommers wurde von Ausländern gedreht. Warum ist Hollywood so heiss auf ausländische Talente?

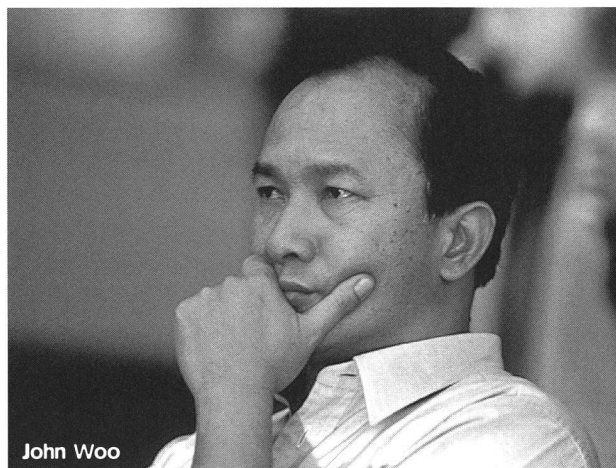
Vielleicht weil die ausländischen Regisseure noch nicht systemkonform denken und ihre kreative Freiheit ausnützen. Das macht einen Film interessanter, weil er nicht auf die immergleiche Formel reduzierbar ist.

Wenn Sie die Arbeitsbedingungen in Hongkong und Hollywood miteinander vergleichen, worin sehen Sie die grössten Unterschiede?

Hongkong ist eine sehr geschäftige Stadt. Die Leute sind auf sich allein gestellt und stehen unter enormem Erfolgsdruck, speziell in der Filmindustrie. Die Konkurrenz ist sehr gross. Die Devise lautet: Entweder du hast Erfolg oder du scheiterst, und dann bist du erledigt. Das führt dazu, dass alle wie verrückt arbeiten. Ich habe in Hongkong mehr Zeit im Büro verbracht als bei meiner Familie. Es kam häufig vor, dass ich sieben Tage in der Woche gearbeitet habe. Meine Kinder habe ich kaum gesehen. In Hollywood ist das anders. Dort habe ich am Wochenende frei und habe deshalb viel mehr Zeit für meine Familie. Das war für mich einer der Hauptgründe, warum ich nach Los Angeles gezogen bin.

Glauben Sie, dass das Hongkong-Kino nach der Machtübernahme durch China eine Zukunft hat, vor allem, wenn noch ein Grossteil seiner Exponenten nach Hollywood abwandert?

Ich glaube schon. Im Moment herrscht zwar sehr viel Unsicherheit, weil niemand absehen kann, was nach der Machtübernahme von China passieren wird. Doch die Einwohner von Hongkong sind sehr geschickt, sehr anpassungsfähig. Sie haben gelernt, in unmöglichen Situationen zu überleben. Sobald sie die neue Politik erfasst haben,



John Woo

werden sie ein Mittel finden, damit umzugehen. Im übrigen glaube ich, dass China sich ändern wird. Das Land muss sich mehr öffnen, es hat gar keine andere Wahl.

Zurück zu «Face/Off»: Wenn Sie selbst die Möglichkeit hätten, Ihr Gesicht mit jemandem zu tauschen, wen würden Sie wählen?

Vielleicht Jesus Christus. Ich stelle mir sein Gesicht als sehr ruhig und friedlich vor, voll Liebe und gleichzeitig sehr stark. Ich sehe ihn als Menschen mit tragischen Augen, weil er die Menschen so liebte und so enttäuscht wurde.

Religiöse Symbole spielen in Ihren Filmen eine zentrale Rolle. So findet der Showdown nicht selten in einer Kirche statt. Wie stehen Sie zum Christentum?

Ich bin Christ. Ich bin als Kind in einem Slum von Hongkong aufgewachsen. Es war eine gewalttätige Welt. Vor unserem Haus lieferten sich ständig irgendwelche Gangs Schiessereien. Es gab sogar Tote. Für mich war es die Hölle. Der einzige Ort der Ruhe, den es in dieser Gegend gab, war eine Kirche. Dorthin habe ich mich häufig zurückgezogen, vor allem, wenn ich nicht mehr weiter wusste. Ich habe dort Energie aufgetankt und fühlte mich sicher wie im Himmel. Dank der finanziellen Unterstützung einer amerikanischen Familie, die auch häufig in diese Kirche kam, konnte ich zum Glück eine Ausbildung machen. Dafür bin ich bis heute dankbar. Es ist für mich wie ein Wunder, dass ich die Chance hatte, aus diesen tristen Verhältnissen herauszukommen.

Die Dreharbeiten zu einem Film wie «Face/Off» sind vermutlich sehr nervenaufreibend. Was machen Sie, um nach einem solchen Stress wieder auf den Boden zurückzukommen?

Ich koche. Ich liebe es, in aller Ruhe ein ausführliches Mahl zu kochen, wenn ich von der Arbeit heimkomme. Dabei kann ich für einen Moment all die Dinge vergessen, die mir zu einem Film im Kopf herumschwirren. ■